

[3]

Das Geheimniß des „Hansom Cab.“

Roman von Fergus W. Fane.

Deutsch von A. Brauns.

Viertes Kapitel.

Mr. Gorbh macht den Anfang.

„Na,“ rebete der Detektiv Gorbh sein Spiegelbild an, „in den letzten zwanzig Jahren habe ich doch manches ans Tageslicht gebracht; diese Geschichte aber macht mir wirklich Kopfzerbrechen, die sieht ja ganz hoffnungslos aus!“

Er stand eben, sich rasirend, vor dem Spiegel, und bei dieser Beschäftigung führte er seiner Gewohnheit gemäß mit seinem zweiten Selbst ein Zwiegespräch. Als Detektiv, und von Natur überhaupt schon zurückhaltend und verschwiegen, durfte er nie über seinen Beruf sprechen, that dies auch niemals, — er hatte nicht eine Menschenseele zum Vertrauten. Wollte er seinem Herzen einmal Luft machen, dann zog er sich in sein Schlafzimmer zurück und unterhielt sich mit seinem Spiegelbilde. Diese Art des Verfahrens war eine vollkommen sichere und erleichterte dennoch sein mit Problemen arg belastetes Gemüth, über welche er sich auszusprechen ein unüberwindliches Bedürfniß fühlte, die er aber trotzdem geheimhalten wollte und mußte. Der Barbier des Königs Midas, als er entdeckte, was unter der Krone seines Herrn und Gebieters verborgen war, grämte und rieb sich fast auf über sein Geheimniß, bis er sich eines Morgens an den Fluß schlich und dem Schilfrohr zustüßte: „Midas hat Gelsöhren.“ Und in gleicher Weise empfand auch Gorbh hin und wieder die zwingende Nothwendigkeit, sein Geheimniß auszuplaudern; und da er es nicht der bloßen Luft anvertrauen wollte, so machte er seinen Spiegel zum Vertrauten seiner Gedanken und freute sich wie ein kleiner Junge, wenn das joviale rothe Gesicht seines zweiten Ich mit der ersten Miene eines Mandarins aus dem glänzenden Glase ihm entgegen nickte. Hätte der billige kleine Spiegel, in dem der Detektiv sich jeden Morgen anschaute, sprechen können, welche Geheimnisse von Melbourne und von der melbournner Moral würden da an den Tag gekommen sein! Zum Glück aber für manche Menschenlinder leben wir nicht in einem Rauberlande, und so theilnehmend der Detektiv seinen Spiegel finden mochte, er plauderte doch nichts aus, wie die Spiegel in den Märchen es zu thun pflegen. Am heutigen Morgen war Mr. Gorbh in der Unterhaltung mit seinem Spiegel ungewöhnlich lebhaft und von Zeit zu Zeit blickte ein Ausdruck von Verlegenheit über seine Züge. Er war beauftragt worden, das den Mord in der Droschke umgebende Geheimniß zu lichten und den Mörder ausfindig zu machen, und eben quälte er sich in Gedanken damit ab, was er mit der ihm zugewallenen Aufgabe eigentlich anfangen, und wie er sie angreifen sollte.

„Der Kuckuck weiß,“ brummte er für sich, gedankenvoll sein Rasirmesser auf dem Streichriemen abziehend, „daß alles, was ein Ende hat, auch einen Anfang haben muß, und wenn ich den Anfang nicht finde, wie soll ich dann das Ende erfassen?“

Da der Spiegel ihm auf seine Frage keine Antwort erteilte, so begann er sein Kinn einzuseifen und mit dem Rasiren desselben in mechanischer Weise anzufangen, da seine Gedanken nicht bei der Sache waren, sondern sich aufs lebhafteste mit den Kriminalfälle beschäftigten.

„Da ist ein Mann,“ philosophirte er laut — „na, wir wollen sagen ein Herr — der besäuft sich, daß er nicht mehr weiß, was er thut und was mit ihm wird. Ein anderer Wursche auf dem Square pfeift einen Droschkentischer für ihn herbei — thut erst als könne er den Betrunkenen nicht, und hernach zeigte sich doch das Gegentheil — er entfernt sich zornig, bestimmt sich anders, kommt zurück und setzt sich mit in den Wagen, nachdem er dem Kutscher befohlen, hinunter nach St. Nilda zu fahren. Dann spehrt er den Betrunkenen durch Chloroform ins Venen hinüber, steigt aus und springt

in eine andere Droschke, die er an der Bowlett-Strasse wieder verläßt und — verbusstet — das ist so das Räthsel, das zu lösen mir aufgetragen worden ist; und ich möchte wohl glauben, daß selbst die Sphinx kein schwereres aufzugeben gehabt hat. Dreierlei muß herausgeschlüsselt werden: Erstens, wer war der Gemordete? zweitens, aus welchem Grunde wurde er aus dem Leben geschafft? und drittens, wer hat's gethan? Hat man das erste am Kragen, dann wird es auch nicht schwer halten, des anderen habhaft zu werden, denn ziemlich leicht läßt sich aus dem Leben eines Menschen der Schluß ziehen, daß es im Interesse eines anderen liegt, daß der Name des anderen aus seinen Büchern gestrichen werde. Der, welcher das Truntenbolbchen in die andere Welt spehrt hat, muß doch ein mächtiges Motiv für seine That gehabt haben, und dieses Motiv zu ergründen, ist das erste, was ich mir als Handhabe verschaffen muß. Liebe? Nein, die wars nicht — verliebte Männer treiben's im wirklichen Leben nicht so weit — in Romanen und Schauspielen kommt's wohl vor, aber in meiner Praxis ist es mir noch nicht vorgekommen. Beraubung? Nein, das war's auch nicht, denn in den Taschen ist viel Geld. Rache? Nun, das könnte schon eher die Veranlassung sein — das ist ein Beweggrund, der den Menschen oftmals weiter treibt, als es ursprünglich in seiner Absicht lag. Gewalt ist nicht angewendet worden, denn an den Kleidern war nichts in Unordnung oder zerrissen; er muß überrumpelt worden sein, ehe er selbst merkte, was der Kerl im Schilde führte. Nebenbei, seine Kleider habe ich mir gar nicht gründlich genug angesehen, es hätte sich wohl schon ein Wertmal daran finden können, das einem als Leitzaden hätte dienen können. Jedenfalls verlohnt es sich der Mühe, sie einer scharfen Prüfung zu unterziehen; und damit will ich denn auch den Anfang machen.“

Demgemäß wanderte Mr. Gorbh, nachdem er seine Toilette beendet und sein Frühstück eingenommen, schleunigst nach dem Polizeigebäude, wo er sich die Kleider des Gemordeten ausbändig ließ. Sowie er sie in Empfang genommen, begab er sich damit in einen stillen Winkel und jing die Inspektion an. Am Frack war gar nichts Augenfälliges zu bemerken, es war bloß ein modernes, gut sitzendes, gut gearbeitetes Gesellschafts-Kleidungsstück; unter unzufriedenem Brummen legte ihn der Detektiv dann auch bald beiseite und nahm die Weite vor.

Und an dieser fand sich allerdings etwas, das sein Interesse aufs lebhafteste erregte: das war eine im Innern an der linken Seite angebrachte Tasche.

„Na, zum Kuckuck, wozu ist denn die da?“ murmelte Gorbh, sich nachdenklich hinter dem Ohre fragend; „das ist doch, so viel mir bekannt, sonst nicht Brauch, daß die Westen an der Innenseite Taschen haben, und.“ Fuhr er mit wachsender Erregung fort, „das ist auch keine Schneiderarbeit, das hat der Müsse selbst gepfuscht, und schlecht genug ist's auch ausgefallen. Er hat sich also die Mühe genommen, die Tasche selber anzunähen, damit kein anderer etwas davon wissen sollte, und es geschah aus dem Grunde, etwas Werthvolles darin zu vertragen — etwas sehr Werthvolles, das er mit sich herumtragen mußte, selbst wenn er seinen Gesellschaftsansatz angethan hatte. Ah! da ist ja auch ein Riß an der vorderen Innenseite! — da ist etwas mit Gewalt herausgezerrt worden. Nun geht mir ein Licht auf! Der Todte war im Besitz von etwas, das der andere begehrte und auch wußte, daß jener es bei sich trug. Er sieht ihn toll betrunken, setzt sich zu ihm in die Droschke und versucht, sich des Gegenstandes zu bemächtigen. Der Betrunkene setzte sich zur Wehr, worauf der andere vermittels Chloroform, das er bei sich hat, ihm das Lebenslicht ausbläst, und da er Angst hat, der Kutscher könnte halten und er gefaßt werden, so zerrt er das Gewünschte mit solcher Ge-



walt aus der Tasche, daß er das Westenfutter zerreiht, und sucht mit seinem Raube das Weiße. Das liegt alles ganz klar auf der Hand, es bleibt nur die Frage: Worin bestand die Beute? Ein Etui mit Nivellen? Nein! So etwas Dickes, Greifbares kann es nicht gewesen sein, das hätte sich äußerlich bemerkbar gemacht; das würde der Mann nicht in der Weisentasche haben tragen können, folglich muß es etwas Flaches gewesen sein, was in der Tasche, ohne sich außen zu markieren, Platz finden konnte — ein Papier — vielleicht ein werthvolles Schriftstück, das der Mörder haben wollte und um deswillen er den Mann umbrachte.

„Das ist alles ganz gut und ganz schön,“ setzte Gorbh murrend sein Selbigegehräch fort, indem er die Weste aus der Hand legte und aufstand. „Ich habe Nr. 2 vor Nr. 1 gefunden. Die erste Frage ist doch: Wer ist der Vergiftete? Hier in Melbourne ist er fremd, das ist ziemlich klar, denn sonst würde er nunmehr bereits nach der Beschreibung, die bei der Bekanntmachung der ausgelegten Belohnung gegeben worden ist, von irgend jemand erkannt worden sein. Ich möchte wohl wissen, ob er Verwandte hier hat. Nein, das kann auch nicht sein, denn die würden sicher nach ihm geforscht haben. Na, eins ist aber doch gewiß, wenn er nicht unter Gottes freiem Himmel geschlafen hat, so muß er doch eine Hauswirthin oder einen Hauswirth gehabt haben! In einem Hotel kann er nicht gewohnt haben, weil jeder Hotelwirth ihn aus der Personalbeschreibung erkannt haben würde, da oben drein in der ganzen Stadt von nichts als von dem Morde gesprochen wird. Eine Privatwohnung ist eher möglich, und das muß eine Hauswirthin sein, die keine Zeitungen liest und keine Klatschgeatterinnen hat, denn sonst würde sie auch schon alles erfahren haben. Also, wenn er eine Privatwohnung hatte, wie ich vermute, und plötzlich daraus verschwunden ist, so wird die Hauswirthin sich nicht lange ruhig verhalten. Seit dem Morde ist nun schon eine ganze Woche vergangen, und da der Mieter nichts von sich hat sehen und hören lassen, so wird die Wirthin selbstverständlich nach ihm forschen. Wenn aber der Mieter, wie ich voraussetze, ein Fremder ist, so wird sie nicht wissen, bei wem sie sich nach ihm erkundigen soll. Daher möchte unter diesen Umständen der einzige Weg, den sie zur Erreichung ihres Zweckes wählen kann, der sein, ein Inserat in die Zeitungen einrücken zu lassen. Ich werde folglich die Tagesblätter durchsehen müssen.“

Er holte sich einen Stoß Zeitungen und unterzog in verschiedenen Blättern die Spalten, in denen nach vermischten Fremden von Leuten, die etwas in deren oder im eigenen Interesse erfahren wollen, gewöhnlich inserirt zu werden pflegt, einer scharfen Durchsicht.

„Der Mann wurde,“ sprach Gorbh für sich, „an einem Freitag zwischen ein und zwei Uhr morgens umgebracht, also kann er bis Montag weggeblieben sein, ohne Verdacht zu erregen. Am Montag aber wird bei der Wirthin sich Unruhe eingestellt haben, und am Dienstag ist ein Inserat aufgesetzt worden, also,“ folgerte der Detektiv weiter, indem er seinen fetten Finger die Spalte heruntergleiten ließ, „muß es am Mittwoch erschienen sein.“

In der Mittwochsausgabe stand jedoch noch nichts, ebenfalls nicht in der vom Donnerstag, in der Freitag-Nummer aber, gerade eine Woche nach dem Morde, fiel dem Detektiv plötzlich nachstehendes Inserat in die Augen:

„Wenn Mr. Oliver Whyte vor Ende der Woche nicht nach Possum Billa, Grey Street, St. Kilda, zurückkommt, dann wird über seine Zimmer anderweitig verfügt werden. Rubina Hableton.“

„Oliver Whyte,“ wiederholte Gorbh langsam und bedächtig, „und die Anfangsbuchstaben in dem Taschentuche, welches dem Verstorbenen gehört haben soll, waren ja ‚O. W.‘ Sein Name ist also Oliver Whyte, nicht wahr? Nun möcht' ich wohl wissen, ob der Frau Rubina Hableton von der Geschichte etwas zu Ohren gekommen ist. Jedenfalls bin ich ein großer Freund der Seelust und gedente, ein bißchen hinunter an das Meer zu spazieren und dabei in der Possum Billa, Grey Street, St. Kilda, vorzusprechen.“

Fünftes Kapitel.

Mrs. Hableton schüttet ihr Herz aus.

Die verwitwete Mrs. Hableton war eine Frau, die schwer an ihrem Kreuz zu tragen hatte, wie jeder, der mit ihr bekannt wurde, gleich erfahren mußte. Beaconsfield sagt in

einem seiner Romane, daß niemand so interessant spricht, als wenn er von sich selbst redet, und wenn man Mrs. Hableton dieser Anschauung gemäß beurtheilen wollte, dann war sie unstreitig ein höchst bezauberndes Individuum, da sie ein anderes Thema nie zur Geltung kommen ließ. Was hätte sie sich um einen Einfall der Russen bekümmert, so lange sie ihre eigene Beschwerde hatte! — wenn diese erst von ihr genommen, dann würde sie auch Zeit haben, an solch kleinen, unwichtigen Dingen, welche die Kolonie betrafen, Antheil zu nehmen. Das Leiden, über welches Mrs. Hableton zu klagen hatte, war der Geldmangel, gewiß kein ungewöhnliches; aber wenn jemand ihr gegenüber dies behauptete, dann pflegte sie aufgeregt zu antworten: „Sie wisse das selbst sehr wohl, aber manche Menschen wären eben nicht wie andere Leute,“ was eben heißen sollte, sie wäre zu einer Zeit in die Kolonie gekommen, wo das Geldverdienen noch nicht so schwer war wie heutzutage, aber ihr schlechter Mann sei schuld, daß es ihr nicht gelungen. Der verstorbene Mrs. Hableton — ihr Gatte war schon lange aus dem irdischen Dasein geschieden — war dem Genuß von Spirituosen unmäßig ergeben gewesen, und während der Zeit, die er hätte benutzen sollen, um Geld zu verdienen, war er gewöhnlich in einer Trinsbude zu finden, wo er den Verdienst seiner Frau trinkend und seine Kumpane freibaltend wieder durchbrachte. Das fortwährende unmäßige Trinken und das ungewohnte heiße Klima in Victoria rafften ihn bald dahin. Und als Mrs. Hableton seinem Sarge nach dem Gottesacker gefolgt war und ihn sicher unter die Erde hatte bringen sehen, kehrte sie nach Hause zurück, über ihre Lage nachzudenken und die Zukunft sich zurechtzulegen. Aus den Trümmern ihres Vermögens blieb ihr noch eine kleine Summe, und da der Grund und Boden in St. Kilda wohlfeil war, so erstand sie damit ein Stückchen Land, auf dem sie sich ein Haus baute. Sie wirkte im Opern-Chor als Statistin mit, nähte für die Leute und fungirte auch hin und wieder als Krankenpflegerin. Bei dieser Mannichfaltigkeit der Beschäftigung brachte sie sich nicht bloß durch, sondern erübrigte auch noch etwas Geld, das sie in der Bank anlegte. Sie war aber in ihrem Gemüth verbittert ob der ihr im Ehestande widerfahrenen Behandlung, und in diesem Sinne sprach sie sich auch stets aus.

„Ich hätte in der Kutsche fahren können,“ stieß sie in ihrer Verbissenheit hervor, „und hätte als meine Lady ein großes Haus machen können, wenn ich nicht solch einen Säufer zum Manne gehabt hätte; aber man kann eben aus einem Vieh keinen Menschen machen, was Darwin und seine Anhänger auch darüber behaupten mögen.“

Und ihr Schicksal war auch wirklich ein hartes, denn in den Lebensjahren, wo sie sich hätte zur Ruhe setzen und den Lohn für früheren Fleiß hätte ernten können, war sie genöthigt, für das tägliche Brot zu arbeiten, und nicht durch eigene Schuld. Es ist gewiß wahr, daß, wenn Adam erzürnt war auf Eva, weil sie den Apfel gegessen und damit ihre Austreibung aus dem herrlichen Eden verschuldet hatte, seine Nachkommen sich ob der Sünde ihrer Urmutter an ihren Töchtern weiblich gerächt haben. Mrs. Hableton ist nur ein Beispiel unter einer großen Anzahl von Frauen, die sich, selbst arbeitssam und sparsam, mit Männern verheirathet haben, welche der Fluch werden für ihre Frauen und Familien. Es darf einen daher nicht Wunder nehmen, wenn Mrs. Hableton ihre von dem männlichen Geschlecht erlangte Kenntniß in den bitteren Satz zusammenfaßte: „Die Männer sind unvernünftige Thiere.“ Sie glaubte das selbst steif und fest, und wer möchte behaupten, daß sie dazu nicht guten Grund hatte? „Sie sind unvernünftige Vieh,“ lautete ihre stehende Nebenbärt, „sie heirathen nur, um ihre Frauen zu ihren Lastträgerinnen und Ackerpferden machen zu können, während sie selbst daheim sitzen und ihre Gurgeln mit Bier ausspülen und sich nebenbei die Herren der Schöpfung nennen.“ (Fortf. folgt.)

[54]

Unter der Asche.

Roman von F. Haidheim.

Es dauerte Minuten, ehe sich die stürmische Aufregung der beiden legte.

Enblich ließ er sie los; sie trat erröthend zurück und fuhr mit der Hand über ihr wirres Haar.

Da! Er starrte sie an, tiefe Röthe und Blässe jagten sich auf seinen Wangen, seine Lippen zitterten.

„Adriana?“ sagte er athemlos. Und als sie dann mit heißer Gluth auf Stirn und Wangen nickte und fast unerhörbar einige Worte murrte, da lag er auf den Knien vor ihr, und der starke Mann barg sein Gesicht in ihrem Kleide.

Wie viel hatten sie sich zu Geseh!

Kein Mensch sollte sehen, wie er ihre Lippen, ihre Augen, ihre Hände küßte. Keiner sollte es hören, wie er sie immer wieder bat, ihm zu verzeihen, und wie sie einander erzählten, was sie gelitten hatten, und wie alles so gekommen war.

„Wir thörichten alten Kinder!“ sagte Adriana, noch in Thränen lachend.

Er war in höchster Angst, daß die Aufregung ihr schade; sie lachte aber ein wenig in ihrer alten übermüthigen Weise. Wie sollte ihr das Glück schaden, da sie so furchtbar schweres Unglück ertragen hatte, ohne zu erliegen?

Endlich erfuhr sie, daß auch Aliz da sei und Graf Custell.

Aber der Graf war schon wieder fort. Er hatte sich auf den Rückweg nach der Oberförsterei begeben.

„Die Sache geht gut, Aliz, ich fahre nach der Oberförsterei und spiele eine Partie Phombre mit dem Oberförster, den Schlitten schicke ich Ihnen sofort wieder,“ hatte er gesagt.

Welches Wiedersehen nach so viel Kummer!

Die Försterin hatte den Kaffee gebracht und bestand mit Energie darauf, daß die gnädige Frau trinken müsse und das gnädige Fräulein auch. Rieckens eifrige Sorge für ihre Herrin verwandelte sich aber schnell in den aufrichtigsten Schmerz, als sie erfuhr, daß Adriana noch heute von ihr scheiden werde.

Und so geschah es.

Adriana vor allen drängte es mit fieberhafter Eile nach ihrem geliebten Heim, nach Schloß Einöd, dem altmodischen verwunschenen Schloß, welches sie zuerst so verachtet hatte!

„Wie werde ich vergessen, Rieckens, wie du und dein Mann mir wahrhaftige treue Freunde gewesen seid,“ sagte Adriana mit Rührung, als sie schied.

Der materielle Dank, den sie den Försterleuten abzutragen sich gedrängt fühlte, durfte in diesem Augenblicke nicht erwähnt werden; Rieckens hätte jedes derartige Wort wie eine Verletzung empfunden, und das liebe Weihnachtsfest sollte ihnen denselben bringen. Liebe war gegeben worden, und Liebe, herzliche, dankbare Liebe war es, womit die Dame diejenige ihrer einstigen Dienerin erwiderte.

Am Eingang des Waldes begegnete ihnen Keinemann, der in der Oberförsterei schon gehört, daß bei ihm vornehmer Besuch sei, und der sich schon das Rechte gedacht hatte.

Mit herzlichem Händedruck schied Adriana auch von ihm, und Taura nahm in wenig Augenblicken den Förster ganz für sich ein.

„So bald es Frühling ist — doch nein! Das geht ja nicht! — Aber im Sommer, Herr Förster, dann kommen wir, meine Frau und ich, und zeigen wir Ihnen, will's Gott, unseren Sohn!“

„So soll's sein, Herr Baron, und Gott segne es!“ sagte der Förster mit herzlichem Handschlag.

Aliz fuhr allein im weiten Schlitten.

Sie war sehr glücklich. Ein Wort des Grafen Custell hatte ihr Herz mit unaussprechlicher Freude erfüllt.

„Aliz, was hat Ihnen Gemming gethan, daß Sie seine Liebe, die Ihnen doch längst bekannt ist, zurückgewiesen haben?“ fragte er sie.

„Seine Liebe? Er hat sie mir nicht geboten, er redete nur von Freundschaft!“ stotterte sie.

„Na, ich dacht's ja —! Solche Menschen!“ lachte der Graf auf. Dann sagte er nichts weiter. Aber an diese kleine Episode in der Försterstube, als Frau Rieckens draußen mit den Tassen hantierte, dachte Aliz jetzt mit seligem Herzen.

Vor der Oberförsterei hielten sie an, den Grafen Custell mit hinunter zu nehmen nach der Bahnstation. Die Herren seien schon gefahren. Sie dachten, der Oberförster sei mit hinunter, denn Graf Custell hatte kein Wort von Gemmings Anwesenheit verrathen. Er hielt es für besser, Tauras Gefühle zu schonen und hatte sich auch einen sehr viel versprechenden Plan ausgedacht, um zwei Leute glücklich zu machen, nachdem er geholfen hatte, eine liebe brave Frau unglücklich zu machen.

Und wieder ging es weiter durch den stillen, winterlichen Wald. Alles Leid war von Adrianas Herzen genommen, Frühling schien es ihr — köstlicher, herrlicher Frühling.

Und dann waren sie an der Station, eben noch rechtzeitig, denn das Signal war schon gegeben.

Zwei Herren in Mänteln begrüßten sie, es war Graf Custell, welcher Adriana in großem Ernst ohne viel Worte die Hand küßte, wie man sie einer Königin küßt, und — träumte Aliz? Konnte es sein? Sie erkannte Gemming, er hielt ihre Hand in der seinigen, ohne daß sie wußte, wie es gekommen war.

Da braute der Zug schon heran. Wagenthüren wurden aufgerissen, zugeschlagen, dann ging es weiter.

„Lassen Sie den Papa und die Mama nur allein, liebe Aliz, die haben sich viel zu sagen, und hier ist einer, der, wie mir scheint, auch einiges auf dem Herzen hat, und zwar Vorwürfe für Sie, und da heute allgemeiner Bußtag ist, so thun Sie nun auch in Neue Ihr Unrecht gegen ihn ab! Hier, wenn ich bitten darf, in dies Coups! Und wenn Sie mir gestatten wollen, so rauche ich nebenan meine Cigarre zu Ende!“ sagte Graf Custell und lächelte sonderbar, während er Aliz und Gemming vor sich her schob.

Und dann saß sie allein mit diesem im Coups und, wie viel Stunden sie gefahren waren, wußten sie gar nicht, als plötzlich der Graf wieder da war.

„Aussteigen, meine jungen Herrschaften, und nicht wahr, Gemming, man darf gratuliren? Gott sei Dank, liebe Aliz! Nun läßt mir der arme Kerl nicht länger die Ohren hängen.“

Am Bahnhofe erwartete die Gräfin Custell die Heimkehrenden.

„Mein lieber Taura! Willkommen, willkommen liebe Frau Adriana! Gottlob, nun wird alles gut. Ich mußte Sie durchaus erst begrüßen und meinem bösen Manne, der eigentlich der beste Mensch von der Welt ist und dem Sie hoffentlich verzeihen haben, einen Kuß geben. Sehen Sie, ich bin in großer Toilette, es ist Soirée bei der Fürstin und von hier fahre ich hin. Wie wird man mich umdrängen, wenn ich die große Neuigkeit erzähle, daß Sie, liebe Baronin, genesen sind und —“

„Und?“ hatte Adriana gefragt, da die Gräfin, welcher ihr Gatte inzwischen ein paar Worte zuflüsterte, lächelnd auf Aliz sah.

„Ja, Mama Adriana, mit deiner Erlaubniß noch eine andere Neuigkeit: Ein Brautpaar giebt's für Schloß Einöd!“ flüsterte Aliz ihr glücklich zu.

Und wie Graf Custell sich freute, wie Taura mit seinen tiefen, leuchtenden Blicken Gemming die Hand drückte! Sie standen immer noch auf dem Perron des Bahnhofes.

„Ich bleibe lebenslang Ihr Schulbner, Baronin, und Ihr ergebenster Freund, wenn Sie gestatten. Aber ein wenig Gutes habe ich heute gethan und hoffe, daß man es mir Diesseits und Jenseits anrechnet als Abschlagszahlung auf mein Sündenregister, ich habe diesen guten Rittmeister, der eigentlich ein blöder Schäfer ist, glücklich gemacht, indem ich seinen Lebensnachen in den Hasen der Ehe steuerte.“

Mit frohem Lachen schieden sie dann von dem gräßlichen Paare und, während Gemming sie nach Schloß Einöd begleitete, fuhr die Gräfin nach dem Palais und war, wie sie vorausgesehen, die Wohlthäterin des Abends, denn sie brachte so viel Neues. Die Baronin Taura genesen! Der Baron und Aliz hatten sie geholt und die Freude ist groß; denn — Und nun gab es ein Lächeln und ein Flüstern, ein Staunen und Wundern. Alle diese albernen Gerüchte von Entführung und Scheidung waren also rein erfunden? — Nun natürlich waren sie es!

Und Gemming mit Baronesse Aliz verlobt? War längst vorausgesehen! Aber eine rechte Freude! Und Aliz war die gute Partie wie der ausgezeichnete Mann gleich sehr zu gönnen. (Schluß folgt.)

Bunte Zeitung.

* Der jüngste Besuch des Herrn von Kleist-Neßow bei Bismarck erinnert an einen Spaß, welchen sich dieser mit ersterem in früheren Jahren einmal erlaubt hat. Beide, bekanntlich Verwandte und große Freunde, waren der Einladung zu einer mehrtägigen Jagd gefolgt und hatten den ersten Tag dem edlen Waidwerk mit größtem Interesse obgelegen. Als sie Abends im Quartier angelangt waren, zeigte Kleist-Neßow eine übergroße Mattigkeit, welche ihn, wie er äußerte, hindern würde, am nächsten Tage früh um 7 Uhr zur Fortsetzung der Jagd aufzustehen. Unter heiteren Gesprächen beim Glase Wein be-

meinte Fürst Bismarck, daß er schon dafür sorgen würde, ihn aus dem Bette zu bringen, er möge wollen oder nicht. Als sie beide von ihren aneinander stoßenden Zimmern Besitz genommen hätten, verriegelte und verbarrikadete Kleist-Nezow seine Thür, eines Ueberflusses durch den nächsten Morgen gewärtig, und legte sich ins Bett. Früh um 6 1/2 Uhr klopfte der Reichsfürst an seines Freundes Thür, und da dieser nicht antwortete und weiter zu schlafen verwichte und verlangte, verriegelte ihm Bismarck, daß er ganz bestimmt punkt 7 Uhr aus dem Bette sein werde. Kleist-Nezow blieb jedoch gemüthlich liegen. Da ergriff Fürst Bismarck seine Jagdflinte, ging nach dem Hofe, stellte sich vor das Fenster des Kleist'schen Schlafzimmers und schoß durch dasselbe an die Decke, daß die Studatur auf Kleist-Nezow's Kopf fiel. Dieser, heftig erschrocken, stand selbstverständlich sofort auf und trat ans Fenster, um zu sehen, was vorgefallen war. Als er niemanden erblickte, wartete er sich häufig in die Kleider und eilte die Treppe hinunter. Hier kam ihm Bismarck entgegen, begrüßte ihn und sagte, ohne eine Miene zu verziehen: „Ich wünsche, wohl geruht zu haben, es ist toeben 7 Uhr!“

* Eine Enttäuschung erlitt vor einigen Tagen ein Mitglied des Herrenhauses, Repräsentant des alten bestellten Grundbesitzes und Gegner der neuen Landgemeindeordnung. Als derselbe nach seinem Stammsitz zurückkehrte, fand er die Bäume in der Nähe des Dorfes, in der Dorfstraße selbst und in der nach dem Schlosse führenden Allee sämtlich weiß bestrichen. In der Voraussetzung, daß dies zur Feier seiner glücklichen Heimkehr nach so heiligem Kampfe geschehen sei, sprach er beim Empfang dem Dorfschulzen huldvollst seinen Dank für die Aufmerksamkeit aus. Der Schulze sah den Gnädigen zunächst erstaunt an, dann erklärte er ihm, daß die Bäume nur darum mit Kalk überstrichen seien um — das Ungeziefer fernzuhalten.

* Ein pariser Schwindler. Man schreibt aus Paris: Ein „ganz korrekter“ Herr, mit der Kasette der Offiziere der Ehrenlegion im Knopfloch, erschien, wie der Figaro erzählt, am 10. Juni bei einem Gastwirth der Rue de la Federation. „Ich bin ein Marine-Offizier“, sagte der Fremde, „und komme nach Paris, um eine Erbschaft von 30,000 Frs. anzutreten. Wollen Sie mich acht Tage beherbergen? Ich werde Sie prompt bezahlen.“ Bereitwillig nahm der Wirth den feinen Gast auf und streckte ihm sogar etwas Kleingeld als Taschengeld vor. „Heute ist der Augenblick gekommen“, meldete gestern der lachende Erbe seinem Wirth: „heute trete ich die Erbschaft an. Nehmen wir einen Wagen; ich werde Sie mit Ihrer Frau zu einem feinen Essen nach Suresnes fahren.“ Der Marine-Offizier lenkte das Gefährt und fuhr zunächst beim Handelsgericht vor. „Jetzt habe ich das Geld“, rief der Glücklich beim Verlassen des Gebäudes und schlug auf seine mit Papieren gefüllte Tasche. Der Erbe fuhr mit Wirth und Wirthin nach Suresnes und bestellte ein reichliches Mahl. Als es zum Bezahlen kam, machte der Marine-Offizier eine Bewegung nach seiner Tasche. „Wechseln Sie doch keinen Schein“, bemerkte der Wirth zu seinem freigebigen Gäste: „hier sind vier Louisdor“, machen Sie dies später mit dem andern ab.“ Der „Offizier“ steckte das Geld in die Tasche, verließ das Zimmer und verschwand in dem bereitstehenden Mietwagen. Der arme Gastwirth bezahlte mit saurer Miene das Diner seines doppelt durchgebrannten Gastes und trat mit seiner Gattin den Weg nach Paris zu Fuß an. Die Polizei fahndet nach dem „Marine-Offizier.“

* Pariser Humor. Der Engländer im Restaurant. „Kellner, ich kann nicht essen diese Suppe.“ „Ich werde Ihnen eine andere bringen.“ Der Kellner trägt die Suppe zurück und trägt eine andere auf. Nach einigen Minuten: „Kellner, ich kann nicht essen diese Suppe.“ Der Kellner, in Wuth gerathend, ruft den Wirth. Dieser läuft zu dem Tische des Gastes: „????“ „Yes, ich kann nicht essen diese Suppe. . . weil ich habe keinen Löffel.“ — Im Zwanzig-Sous-Restaurant. Ein Herr bestellt eine Portion Erdäpfel-Bürree und findet darin einen Hosenknopf. Woll Ingerimm zeigt er seinen Fund dem Kellner. Dieser antwortet kühl: „Ich gebe zu, das ist nicht viel; aber Sie können nicht verlangen, daß Sie für Ihre zwanzig Sous auch noch die Hose dazu bekommen.“ — Auf der Tramway. Drei Damen steigen ein. A. sieht auf und bemerkt galant, auf seinen Platz weisend: „Für die älteste der Damen.“ Tiefe Stille. Niemand rührt sich. A. legt sich wieder. — Unter Unzufriedenen. Ein stellungslöser Arbeiter verbringt einen Nachmittag im Abgeordnetenhaus. Als er herauskommt, fragt ihn ein Genosse: „Nun, was haben sie heut' gethan, die Ausbeuter des Volkes?“ „Sie haben zweihunderttausend Francs votirt zu Gunsten für die Sternwarte.“ „Linsen für zweihunderttausend Francs!“ Und sie würden nicht drei Sous hergeben, um uns Bohnen zu kaufen.“ — Der junge A. ist sehr reich, führt aber ein regelloses Leben, das seine Gesundheit schwer schädigt. Ein boshafter Bekannter sagt von ihm: „A. stirbt von seinen Renten.“ — Ein junger Septiker. Bébé wird am Sonntag von seiner Mama in die Messe geschickt. Nach einer Stunde kommt er zurück, ganz kleinlaut, ganz verstört. Er war nicht in der Messe. Wenige Schritte vor der Kirche hat er seinen

Freund August getroffen, der ihn zu einer Partie mit Glaskugeln aufgefordert; Bébé hat gespielt und alle seine Kugeln verloren. „Siehst du“, sagt die Mama, „der Himmel straft dich dafür, daß du nicht in der Messe warst.“ „Aber Mama“, antwortet Bébé, „August ist auch nicht in der Messe gewesen. . . und er hat gewonnen!“ — Auch eine Erpressung. „Ich sag' dir was, Mama“, bemerkt die kleine Eile. „Wenn du mir nicht gleich zwei Sous schenkst, so gehe ich hinüber zu Lambert's. Der Bub' hat die Schalblatten, und du wirst außer dir sein, wenn ich krank werde.“ — Aus dem Hefttagebuch eines philosophischen Mitbürgers. „Ich weiß nicht, warum man immer von der Harmonie in der Natur spricht und von dem wunderbaren Gleichgewicht der Kräfte, die sie in Aktion setzt. Vielleicht kann mir einer von denen, die solche Reden führen, eine Erklärung dafür liefern, warum gerade in den heißen Ländern die Temperatur am höchsten ist, als ob sie das nöthig hätten?“ — Barium's Abchieds-Vorstellung. Nachstehender Passus findet sich im Testament dieses Messers der Kessame: „Am ersten des kommenden Monats und an den folgenden Tagen werde ich in spiritistischen Sitzungen als Geistes erscheinen. Entrée 1 Dollar.“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Der allgemeine deutsche Sprachverein setzt einen Preis von 3000 M. aus für eine Schrift über: Unjere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Die Arbeit soll womöglich den Umfang von 10—15 mittleren Druckbogen nicht übersteigen. Sie soll eine auf wissenschaftlichem Boden ruhende, gemeinverständliche und übersichtliche Schilderung der räumlichen und zeitlichen Entwicklung unserer Sprache sein, die das Hauptgewicht auf das Neuhochdeutsche legt. An diese kurzgefaßte Geschichte der Muttersprache soll sich eine anregende Darstellung der gemeinen hochdeutschen Schriftsprache unserer Zeit schließen. Die Preisarbeiten sind bis zum 30. Sept. 1893 dem Vorsitzenden, H. Niesel in Braunschweig, einzulenden.

Auf einer am Sonnabend bei Christie, Manson und Woods in London abgehaltenen Kunstauktion erzielten zwei Gemälde von Watteau außerordentlich hohe Preise. Eines derselben, „L'Occupation selon l'Age“, welches nur 14 zu 16 Zoll groß ist, wurde mit 5200 Guineen (ca. 108,000 M.) und das andere, „Accord Parfait“, mit 3500 Guineen (ca. 74,000 M.) bezahlt.

* Zu den neuesten und zeitgemäßen Schriften des Hugo Klein'schen Verlages gehört die Sammlung „Für die Feste und Freunde des Gustav Adolf-Vereins“, bis heute 140 Nr. illustr. u. 10 Bf. Erst eine spätere Zeit wird imstande sein, den Einfluß zu ermessen, welchen diese kleinen gelben, blauen und grünen Heftchen auf die Geschichte der kirchlichen Gegenwart ausgeübt haben und wie viel dieses literarische Kleinzeug neben den Leistungen der Geschäfte zur Ueberwindung der Ausschreitungen des Romanismus beigetragen hat. Die neuesten Nummern enthalten: (135) Bertold, Geschichte der Kirche zu Schwibus. (136) Jesuiten-Büchlein. (137) Geyer, Die evang. Märtyrer und Befreier Ungarns. (138) Kolbing, Leop. Graf Sedlmayr. (139) Jacobi, Ev. Kessbilder aus Baiern. (140) Schneegans, Die hlge. Hildegard.

* Katechismus der Malerei. Von Carl Naupp. Mit 48 in den Text gedruckten und 4 Tafeln Abbildungen. 158 S. Preis in Original-Leinenband 3 M. Verlag von F. J. Weber in Leipzig. In dem unter Vertheilung hervorragender mündiger Künstler als Mitarbeiter von Prof. Naupp herausgegebenen und mit einer stattlichen Anzahl werthvoller erklärender Abbildungen versehenen Katechismus der Malerei sind im Rahmen künstlerischer Praxis nützliche Winke für die Ausübung der verschiedensten Zweige der Malerei niedergelegt, welche dem angehenden Kunstbesessenen, sei er Künstler oder Laie, sich fördernd und lehrreich erweisen werden.

* Die Pflanzen-Vergiftungen. Ihre Erscheinungen und das vorzunehmende Heilverfahren von Dr. med. Schinemann, prakt. Arzt. Mit 18 Abbildungen. 1 M. Verlag von Otto Salle in Braunschweig. Angesichts der Thatsache, daß die Kenntniß von den durch Pflanzen herbeigeführten Vergiftungen trotz der alljährlich zahlreich wiederkehrenden Unglücksfälle noch sehr wenig im Publikum Verbreitung gefunden hat, ist in dem Buche die dankenswerthe Aufgabe gelöst, in knapper Fassung das Aussehen der giftigen Pflanzenarten zu beschreiben, über ihre Wirkungsweise und die etwa anzuwendenden Gegenmittel aufzuklären. Das überichtlich angeordnete Büchlein wird einem jeden während des Sommers, in Gärten, Wäldern und auf Feldern, die trefflichsten Dienste leisten, Vergiftungen verhüten und, wo solche eingetreten, in geeigneter Weise behandeln helfen.